

CARLA
FEDERICO

Jenseits von
Feuerland

ROMAN

Knaur Taschenbuch Verlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe Mai 2011
Copyright © 2011 by Knaur Taschenbuch.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Kerstin von Dobschütz
Karte: Computerkartographie Carrle
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildungen: The Princess Elizabeth Storms North
in All Weathers (oil on canvas), Nolan, David (Contemporary Artist) /
Private Collection / The Bridgeman Art Library; Gettyimages
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-50440-6

Chile



PERU

BOLIVIEN

Arica

Iquique

Antofagasta

Isla San Félix

Isla San Ambrosio

Huasco

Nevado Ojos del Salado

Coquimbo

CHILE

Valparaíso

ARGENTINIEN

San Antonio

Santiago

Rancagua

San Vicente

Archipelago Juan Fernández

Talcahuano

Concepción

Lebu

Temuco

Südpazifik

Puerto Montt

Südatlantik

Falklandinseln

Punta Arenas

Magellanstraße



0 500 km

PROLOG



MAGELLANSTRASSE, DEZEMBER 1892

Spühender Nebel und Dunstschwaden erwarteten sie, nachdem sie den Atlantik verlassen hatten und in die Magellanstraße eingefahren waren. Zunächst glitt das Schiff lautlos auf dem dunklen Wasser, doch plötzlich wurde das Grau vor ihren Augen so dicht, dass der Kapitän befahl, den Anker werfen zu lassen. Erst Stunden später, der Abend nahte schon, erwachsen aus einem Lufthauch heftige Windböen. Der Nebel riss wie ein Schleier, und das Meer war nicht länger abgründig schwarz, sondern leuchtete in vielen Farben: Es funkelte grün und türkis, wo Sonnenstrahlen darauf fielen, dunkelviolet, wo die schroffen Küsten Schatten warfen.

Das Schiff nahm wieder an Fahrt auf, kam nun an steil aufragenden Basaltfelsenwänden vorbei, an zerklüfteten Klippen und an öden Heiden, die oft von den ebenso wilden wie kalten Südwinden der Antarktis gepeitscht wurden. Keine fruchtbaren Wiesen bedeckten sie, sondern dürre Algen, über denen Seevögel kreisten – Albatrosse mit schwanenweißem Gesicht und mächtigen Flügeln, Regentaucher, die der Algen bald überdrüssig waren und hungrig nach Fischen auf das Wasser herabschossen, Meerlerchen mit ihrem gebogenen Schnabel und Raubmöwen, deren Kreischen zu ohrenbetäubendem Lärm anwuchs. Auf die Heidelandschaft folgten sanfte Hügel

mit Eichenwäldern und Brombeerhecken und später Wiesen, die von graubraunen, kniehohen Grasbüscheln, weißen Flecken – Schafen oder Staubflächen – und dann und wann von den winzigen Farbtupfern violetter und gelber Blumen übersät waren.

In der Ferne ragten die ersten Berggipfel auf, und Emilia, die an der Reling stand, starrte fasziniert darauf. Bei Tageslicht von kaltem Blau erglühten sie nun im Abendrot in sanftem Rosa. Bei ihrem Anblick musste Emilia unwillkürlich an die Worte des Walfängers Pedro denken, die er einst, als sie vor vielen Jahren zum ersten Mal die Magellanstraße durchkreuzt hatte, an sie gerichtet hatte. Auf der einen Seite, so hatte er ihr erklärt, wäre das chilenische Festland, auf der anderen Seite wären die vielen kleinen, bergigen Inseln von Feuerland.

»Und was kommt jenseits von Feuerland?«, hatte sie gefragt, und seine Antwort hatte gelautet: »Nichts ... nur ewiges Eis. Jenseits von Feuerland liegt das Ende der Welt.«

Die Vorstellung von einer menschenleeren Ödnis, von einer erschreckenden, weil nahezu grenzenlosen Weite hatte ihr damals keine Angst gemacht. Sie hatte schrecklichen Kummer gelitten und war sich sicher: Auf jedem Fleckchen Erde – ob besiedelt oder unbewohnt, ob farbenprächtig oder grau, ob voller Sonnenschein oder kaltem Eis – würde sie von diesem Kummer verfolgt sein. Nun aber, da dieser Kummer längst vergangen war, nur Narben zurückgeblieben waren, die nicht mehr schmerzten, erschauerte sie voller Ehrfurcht und kam sich im Angesicht der gewaltigen Natur winzig klein vor.

Plötzlich nahm sie einen Schatten hinter sich wahr. Eine Gestalt trat zu ihr und umschlang ihre Schultern.

»Woran denkst du?«, fragte der Mann.

»Dass jenseits von Feuerland nichts mehr kommt ...«, murmelte sie nachdenklich.

Immer wieder hatte sie es gehört: Feuerland war noch karger, einsamer und unerforschter als die patagonische Steppe, ein Land der ewigen Stille, die nur manchmal vom Seufzen der Gletscher unterbrochen wurde.

Der Mann streichelte ihr Gesicht, und sie presste sich enger an ihn, während das Sonnenlicht verblasste und der Wind zunehmend schärfer wehte.

Das Schiff glitt an urwüchsigen Wäldern vorbei, und zum Geschrei der Möwen gesellte sich das Rufen der Chucaos, scheue Vögel, deren Echo wie Gelächter klang. Dann wieder schlug Steppe breite Schneisen in den Urwald. Die Schafe, die sich wegen der nahenden Nacht zusammendrängten, sahen aus wie Wolken.

»Es wird kühl«, murmelte er, »lass uns hineingehen.«

Anstatt ihm zu folgen, machte Emilia sich von ihm los und umklammerte erneut die Reling. Ihr Blick suchte das Ende des Horizonts, doch Himmel und Meer trafen sich nicht mit einem klaren Schnitt, sondern wurden durch ein weißes Band vereint, vielleicht weitere Berge, vielleicht nur Wolken.

»Ich muss mit dir reden«, murmelte sie. »Es ... es geht um das Geheimnis, das ich dir anvertraut habe. Mein Geheimnis.«

Im Wind flatterte sein Mantel so heftig wie ihr Kleid. »Nun ist es kein Geheimnis mehr«, stellte er fest.

»Ja«, sagte sie leise. »Ja, nun weißt du es ... Nun weißt du alles. Doch ich frage mich ... «

Sie brach ab.

Am Ufer wirbelte der Wind Staub und Sand auf und trug beides Richtung Schiff. Hinter dem Staub ballte sich die Sonne, eben noch von Dunst zerfranst, zu einer glühenden Faust. Kurz schien der graue Himmel zu brennen; das Meer leuchte-

te ein letztes Mal golden auf, dann sog die Nacht alle Farben aus dem Land. Das Wasser wurde pechschwarz, und bleich trat am Abendhimmel die Mondsichel hervor.

Emilia seufzte.

»Ja, nun weißt du alles«, wiederholte sie. »Doch ich frage mich, ob du mit diesem Wissen leben kannst.«

ERSTES BUCH



Das Ende der Welt

1881~1882

I. KAPITEL

Die junge Frau rannte um ihr Leben. Trotz allem, was geschehen war, fand sie die Kraft, zu fliehen und ihre Schmerzen zu ignorieren – es waren schreckliche Schmerzen. Ihr Körper war über und über von Kratzern, Schrammen und blauen Flecken übersät. Ihre Füße brannten, als hätte sich ihre Haut aufgelöst und als würde sie auf rohem Fleisch laufen. Ihr Kopf dröhnte, ihre Kehle schien zu zerbersten. Und dennoch hielt sie nicht inne, legte vielmehr an Tempo zu und wurde erst dann langsamer, als der Durst übermächtig wurde. Als sie ein Rauschen hörte, blieb sie erstmals stehen und hob den Kopf.

Das Rauschen stammte von einem kleinen Fluss, dessen Wasser in der Sonne türkis funkelte. Sie wankte darauf zu, doch ehe sie ihn erreichte, verfangen sich ihre Füße im Gestrüpp; sie stolperte, verlor die Balance, fiel auf trockene Erde. Ächzend und mit geschlossenen Augen robbte sie weiter, zerkratzte sich die Hände noch mehr, schürfte sich die ohnehin blutigen Knie weiter auf. Unbarmherzig brannte die Sonne auf sie herab.

Durst, sie hatte so schrecklichen Durst, und das Wasser, es war doch so nah!

Aber sie konnte es nicht erreichen – noch nicht. Immer wieder wurde sie von ihrem ausgelaugten Körper gezwungen, liegen zu bleiben, und jedes Mal fürchtete sie, von alles vernichtender Schwärze überwältigt zu werden. Doch sie gab nicht auf, robbte weiter, und endlich tauchten ihre Finger in

das kühle Nass. Die Spitzen ihres langen schwarzen Haars fielen hinein, die Strömung spielte mit ihnen, und schließlich versenkte sie ihren ganzen Kopf im Fluss, öffnete den Mund und ließ das kalte Wasser einfach hineinfließen. Während sie mit Mühsal schluckte, fühlte es sich an, als würden kleine Messer in ihre Brust schneiden, aber zugleich kehrten neue Lebenskräfte in ihren geschundenen Körper zurück.

Prustend tauchte sie nach einer Weile wieder auf. Das nasse Haar hing über ihr Gesicht. Sie strich es zurück, starrte auf den Fluss, der verschwommen ihr Spiegelbild reflektierte – und erkannte sich nicht wieder. War das ihr Gesicht, ihr Körper, ihre Hände, die sie nun ausstreckte, um sich zu waschen, um ihre blutigen Füße zu betasten und Dornen und Stacheln herauszuziehen?

Sie war sich fremd geworden, wusste nicht mehr, wie sie aussah, wer sie war, und sie wusste auch nicht mehr, wie sie hieß.

»Mein Name«, fragte sie laut in die Stille, »wo ist mein Name geblieben?«

Nachdem sie sich notdürftig gereinigt hatte, blieb sie steif sitzen. Die Luft wurde kühler, das Haar trocknete im Wind. Plötzlich zuckte sie zusammen und blickte sich ängstlich um. Ein Geräusch war erklungen, ganz nah an ihrem Ohr – Hufgetrappel, Gelächter, Stimmen, ein Schuss, das Klirren von Säbeln. Sie duckte sich unwillkürlich, sah sich schnell nach einem Versteck um.

Sollte sie versuchen, zu den kümmerlichen, verdorrten Bäumen dort hinten zu laufen? Oder sich einfach ganz flach auf den Boden legen und hoffen, dass die Farbe ihres Wollkleides mit der der Erde verschmolz und die Reiter nicht auf sie achten würden? Allerdings – wenn diese das glitzernde Wasser sahen, würden sie gewiss rasten und trinken. Sie würden sie

sofort entdecken, und dann würden sie sie töten. Daran bestand nicht auch nur der geringste Zweifel.

Sie lauschte wieder, hob schließlich vorsichtig den Kopf; das Hufgetrappel klang zwar näher, aber noch war niemand zu sehen. Rasch sprang sie auf, unterdrückte einen Schmerzenslaut, als sich Steinchen in die blutigen Fußsohlen gruben, und wankte zu den Bäumen. Die Äste reichten bis zur Hüfte, sie konnte mühelos auf die niedrigen klettern und sich von dort aus weiter hinaufziehen. Doch der Baum war kahl und bot nicht sonderlich viel Schutz vor Blicken. Wenn nur einer der Soldaten zufällig den Kopf hob, war es um sie geschehen. Er würde sie erschießen, wenn sie viel Glück hatte, mit seinem Säbel aufspießen, wenn sie ein wenig Glück hatte, oder ihr Kleid zerfetzen, ihr ins Gesicht schlagen und sie schänden, wenn sie gar kein Glück hatte.

Das Geäst knirschte, sie war sich nicht sicher, ob es nicht zu morsch war, um ihrem Gewicht standzuhalten. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Die Soldaten kamen um die Ecke, deuteten auf das Wasser, ritten darauf zu. Ein Kondor zog am blauen Himmel seine Kreise, warf seinen Schatten auf sie.

Die Soldaten sprangen von den Pferden, stürzten auf das Wasser zu, johlten lustvoll, als es ihre trockenen Kehlen nässete. Wahrscheinlich wuschen sie sich ihre blutigen Hände darin. Es musste viel Blut sein. Sie hatten so viele getötet.

Die Soldaten waren am helllichten Tag in der Mission eingefallen, als die junge Frau und ihre Familie gerade beim Essen zusammengesessen waren. Ihre Mahlzeit war wie immer einfach, aber reichlich ausgefallen: Es hatte gekochte Bohnen und Kichererbsen gegeben, flache, noch heiße und krosse Fladen sowie Nüsse der Pinienbäume, die die Größe von Datteln hatten.

Sie leckte sich über die trockenen Lippen und schluchzte auf,

als sie daran dachte, dass es für alle, mit denen sie gegessen hatte, die letzte Mahlzeit gewesen war.

Ihre Großmutter war tot.

Ihr Vater auch.

Die Soldaten, die wie aus dem Nichts gekommen waren, hatten die ganze Mission ausgerottet. Sie hatte als Einzige überlebt.

Die Soldaten stapften knietief ins Wasser, spritzten sich lachend nass.

Sie hielt den Atem an, während sie sie beobachtete, und umkrampfte den Ast so fest, dass sich die Rinde in ihre Handinnenfläche bohrte. Doch der Schmerz war so nichtig – gemessen an ihrer Todesangst. Ja, sie hatte Todesangst. Sie wusste nicht mehr, wie sie hieß, sie wusste nicht, wie sie ohne ihre Familie in einer grausamen Welt bestehen sollte, in der Soldaten wahllos mordeten. Aber sie wusste, dass sie leben wollte.

Irgendwann hatten die Soldaten ihren größten Durst gelöscht und sich ausreichend gewaschen, doch sie machten nach wie vor keine Anstalten, wieder auf ihre Pferde zu steigen und weiterzureiten. Einer der Männer schichtete Steine und Holz aufeinander, um ein Lagerfeuer zu entzünden, ein anderer spießte etwas auf seinen Säbel auf und hielt es über die Flammen. Aus der Ferne sah es aus wie Trockenfleisch.

Die junge Frau würgte. So viele Menschen hatten diese Soldaten heute getötet – und trotzdem war ihnen der Appetit nicht abhandengekommen. Trotzdem konnten sie lachen. Ja, sie lachten laut und aus vollem Halse.

Zunächst verstand sie nicht, was sie derart amüsierte. Später – die Rinde hatte sich so tief in ihre Hand gebohrt, dass Blut den Baumstamm herunterperlte – trug der Wind einige Sätze zu ihr. Sie lauschte erschauernd – und fassungslos. Denn es

waren ausgerechnet ihre heutigen Opfer, über die sie grölend spotteten.

»Habt ihr den dummen Pfaffen gesehen?«, rief einer. »Er hat sich tatsächlich vor die Wilden gestellt, um sie zu schützen!« Er klopfte sich vor Belustigung auf die Schenkel, ein anderer dagegen schüttelte den Kopf. »Was für ein Narr muss er gewesen sein, dass er sein Leben für ein paar Rothäute hergab«, meinte er verächtlich.

Die Frau schluckte schwer. Die Menschen, die der Soldat verächtlich Rothäute nannte, waren sie selbst, ihre Familie, ihr ganzer Stamm. Und der Pfaffe war niemand anderer als Bruder Franz.

Tränen stiegen auf, als sie sich erinnerte, wie er gestorben war. Er war als Erster dieser Meute zum Opfer gefallen. Furchtlos hatte er sich den Soldaten entgegengestellt und das Kreuz hochgehalten, das er ansonsten über seiner Brust trug. Es hatte ihm keinen Schutz geboten. Gewehrsalven hatten ihn niedergemäht, hatten diesem langen, abenteuerlichen Leben so schnell und blutig und unbarmherzig ein Ende gesetzt. Im Jahr 1848 war Pater Franz mit den ersten Kapuzinern nach Chile gekommen, um die Mapuche zu evangelisieren – nicht aufdringlich oder gar gewalttätig wie andere Priester, sondern behutsam und freundlich. Nach und nach hatte er das Gespräch mit den Kaziken, den Stammesoberen, gesucht, hatte sich den Sitten der Mapuche angepasst, hatte mit ihnen nicht nur Lebenserfahrung, sondern auch Essen und Kleidung getauscht – und hatte irgendwann vorsichtig Freundschaft geschlossen. Er hatte bei ihnen gewohnt, seine Mission gegründet – und hatte nun sterben müssen wie ein wildes Tier.

Die junge Frau biss sich auf die Lippen, um nicht laut aufzuschluchzen. Tonlos formten ihre Lippen seinen Namen, und sie sprach eines seiner Gebete, die er sie gelehrt hatte.

Er hatte gewusst, dass Gefahr drohte, hatte mehrfach sorgenvoll erwähnt, dass die chilenische Regierung darauf aus war, Araukanien zu unterwerfen – das Gebiet der Mapuche, der Ureinwohner Chiles. Doch es war für ihn undenkbar gewesen, sich selbst in Sicherheit zu bringen und seine Mission im Stich zu lassen.

»Wie kann man sich nur einbilden, man könne die Wilden bekehren?«, spottete nun einer der Soldaten. »Man kann auch Tiere nicht taufen, warum also Rothäute?«

»Unmöglich, sie zu zivilisieren«, pflichtete ihm ein zweiter bei. »Bockig sind sie ... ungebildet ...«

Die Frau biss sich noch fester auf die Lippen. Sie sollte bockig sein, ungebildet?

Aber sie konnte doch schreiben und lesen! Und sie konnte Farben herstellen und Stoffe weben – noch nicht so gut wie ihre Großmutter, aber doch schon sehr geschickt.

»Ich habe mal von einem Pfaffen gehört«, grölte der Soldat weiter, »der tatsächlich glaubte, man müsse einem Wilden nur eine lateinische Bibel in die Hand drücken – und prompt sei der bekehrt.«

Die letzten Worte gingen in Gelächter unter.

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Pater Franz hätte nie auf so plumpe Maßnahmen zurückgegriffen. Er hatte sich nicht aufgedrängt, aber er hatte seinen Mapuche-Freunden immer wieder vom wahren Gott und seinem Sohn Jesus Christus erzählt. Noch vor ihrer Geburt hatte sich der ganze Stamm taufen lassen – zwei Männer ausgenommen, die sich dagegen wehrten, von der Vielweiberei abzulassen. Später übernahmen deren Söhne – stolz und wortkarg beide – die Sitte ihrer Väter, wenngleich sie zumindest in einem auf den Rat von Pater Franz hörten: Anders als üblich übernahmen sie nicht die Frauen ihrer Väter, sondern suchten sich neue. Diese Männer

gingen sonntags nie zur Kirche, die Pater Franz eigenhändig gebaut hatte, und beteten nicht vor dem Essen, wie Pater Franz es sie gelehrt hatte. Für sie selbst, ihre Großmutter und ihren Vater Quidel hingegen war es so selbstverständlich gewesen.

Nein, sie waren keine unzivilisierten, dummen, bockigen Wilden! Sie waren Christen – und rechtschaffene Händler!

Aber die Soldaten sahen das offenbar anders.

»Sie sind doch selbst schuld, dass es ihnen jetzt an den Kragen geht!«, rief einer. »Über Jahre haben ihre Häuptlinge alle Gesetzesbrecher Chiles aufgenommen und bei sich leben lassen. Sie haben doch nicht ernsthaft gedacht, sie könnten damit durchkommen.«

»Seit wann können Rothäute denken?«, gab ein anderer grinsend zurück.

Und wieder ein anderer meinte: »Seid froh, dass wir einen Grund hatten, die Grenzposten zu überschreiten. Eins sage ich euch – heute und hier: Mit den Rothäuten ist's nun endgültig vorbei. Vielleicht können sich ein paar verkriechen, aber ein eigenes Land werden sie nie wieder haben.«

Und abermals folgte Gelächter, das der jungen Frau schier die Ohren zerriss. Schläge ins Gesicht hätten nicht schmerzhafter sein können als dieser Laut.

Irgendwann ebte er ab, die Stimmen wurden leiser. Bis eben hatte sie völlig starr gehockt, nun lockerte sie den Griff etwas. Ihre Hände fühlten sich taub an, die Lippen, auf die sie sich gebissen hatte, ebenso. Auch die Furcht, von den Soldaten entdeckt zu werden, fiel von ihr ab: Die Dunkelheit senkte sich schnell wie immer über das Land, und die Schatten der Berge fielen als Erstes auf den Baum, auf dem sie hockte. Niemand würde sie noch hier oben entdecken können. Ob es jedoch auch sicher genug war, nach unten zu klettern und wei-

terzulaufen – dessen war sie sich nicht so sicher. Sie entschied zu warten, bis der Himmel kohlschwarz war.

Die Stimmen waren nun endgültig verstummt. Einige der Soldaten brieten immer noch Fleisch über dem Feuer, andere wärmten ihre Hände über den Flammen, manche hatten sich auf den bloßen Boden gelegt und schnarchten.

Bis zu diesem Moment hatte sich die junge Frau nach nichts anderem gesehnt, als dass sie nicht mehr lachten und spotteten – doch die Stille, die folgte, war noch qualvoller.

Mit der Stille kamen die Erinnerungen. Daran, wie sie heute Morgen neben ihrer Großmutter in der Ruca gesessen war. Daran, wie diese Körner gestampft hatte, um später daraus Farben anzurühren. Auch an die üblichen Geräusche der Mission erinnerte sie sich: das Gackern der Hühner, die Stimmen der Kinder, die von Pater Franz unterrichtet wurden und gerade das Alphabet aufsagten, das Plaudern der Frauen, die in den kleinen Gärten etwas pflanzten oder ernteten oder Unkraut rupften, das Murmeln der älteren Männer, die über frühere Zeiten sprachen und Chica oder Muday tranken. Jeder tat, was ihm zu tun bestimmt war – ohne unnötige Hast und Übertreibung, ohne Ahnung auch, dass Gefahr in der Luft lag.

Gewiss, in den letzten Wochen hatten sich Geschichten herumgesprochen, die von niedergemetzelten Männern, ermordeten Kleinkindern, vergewaltigten Frauen kündeten, aber sie hatten nur davon gehört, es nicht gesehen und deswegen nicht recht glauben wollen – desgleichen nicht, dass die wenigen, die überlebten, später an Hunger starben, weil ihre Ernte vernichtet war. Und selbst wenn es wahr war – es trug sich in einer anderen Welt zu, die nichts mit ihnen zu tun hatte. Die junge Frau erinnerte sich daran, laut gelacht zu haben, als Pater Franz einen chilenischen General – Saavedra war sein Name – als Teufel beschimpfte.

Der Teufel machte ihr keine Angst. Pater Franz behauptete, er trüge einen Ziegenschwanz und stinke nach Schwefel, doch sie wusste nicht, wie Schwefel roch. Das wusste sie auch heute noch nicht, obwohl sie in die Fratze von nicht nur einem, sondern so vieler Teufel geblickt hatte – aber sie wusste nun, wie das Pulver von Gewehren, wie Blut und Gewalt und Tod rochen.

Die Soldaten hatten die Männer erschossen, die Rucas angezündet, die Tiere erstochen, die Frauen geschändet. Eine der Frauen hatte sich gewehrt und hatte es irgendwie geschafft, ein Messer an sich zu bringen, doch anstatt damit auf einen der Soldaten loszugehen, hatte sie sich darauf fallen lassen und war wortlos und mit weit aufgerissenen Augen verblutet. Ähnlich starr und gebrochen war der Blick ihrer Großmutter auf sie gerichtet gewesen. Die junge Frau wusste nicht, würde es vielleicht nie wissen, woran diese gestorben war: ob am Schrecken, ob von Schüssen getroffen oder einem Säbel niedergestreckt oder ob durch eigene Hand. Sie wusste nur, dass die Großmutter nach dem Vater der wichtigste Mensch in ihrem Leben gewesen war. Sie hatte sie nach dem frühen Tod der Mutter großgezogen und ihr beigebracht, Stoffe zu fertigen.

Doch anstatt um sie trauern zu können, hatte sie zusehen müssen, wie auch der Kazike starb – der Stammesführer, dem stets so viel an prächtiger Kleidung gelegen war. Groß war er, korpulent und mächtig stolz auf sein weißes Hemd, sein buntes Stirnband, das – so spottete Pater Franz häufig – dem eines Schotten glich, und den Lederstiefeln, die aus noch warmer Haut gemacht worden war. Nach dem Angriff der Soldaten war das Hemd des Kaziken nicht länger weiß gewesen und die Schuhe nicht länger hellbraun, sondern beides rot, blutrot.

Blut quoll auch aus der Brust des Vaters – des freundlichen, stillen Vaters, der oft unterwegs war, um Handel zu treiben, und der so viele Sprachen kannte, auch die der Soldaten. Er hatte noch versucht, auf sie einzureden, war jedoch erbarungslos von Schüssen durchsiebt worden.

»Vater!«, hatte sie geschrien. »Vater!« Sie war zu ihm gerobbt, zutiefst verwundert, dass sie überhaupt noch lebte.

Er rührte sich nicht, doch sein Blick war noch nicht so leer und starr wie der der Toten. Sie hörte, dass er etwas zu ihr sagte – und auch jetzt hallten diese Worte in ihren Ohren wider.

»Du musst weiterleben! Flieh! Du weißt, wohin du gehen musst.«

Der Boden hatte unter den Hufen vibriert. Sie hatte ihren Kopf auf die blutige Brust des Vaters gelegt und sich tot gestellt. Ein Soldat war an ihr vorbeigeritten, ohne sie zu beachten, und als sie den Kopf vorsichtig wieder angehoben hatte, hatte ihr Vater nicht mehr geatmet. Das Geschrei war langsam verebbt, die Kampfgeräusche erstorben, und sie war Richtung Wald gekrochen. Im Schatten der Bäume war sie aufgestanden und hatte zu laufen begonnen.

Du musst weiterleben! Flieh! Du weißt, wohin du gehen musst!

Immer schneller war sie gerannt, immer weiter von der Mission fort, durch Wälder, wo Araukarien und Winterrinden dicht nebeneinander standen – eigentlich die heiligen Bäume der Mapuche. Für sie waren sie nicht mehr heilig. Nichts konnte heilig sein für jemanden, der seinen Namen nicht mehr wusste, der alles verloren hatte.

In ihrem Herzen war es so schwarz wie nun der Himmel. Ja, es war Nacht geworden, fast alle Soldaten schnarchten schon. Sie ließ den Ast los, klammerte sich stattdessen an den Baumstamm und kletterte langsam nach unten. In der Finsternis sah

sie nicht recht, worauf sie stieg, und als sie auf den Boden sprang, ertönte ein Knacken. Etwas Hartes rammte sich in ihre Fußsohle, sie stolperte, fiel, krachte gegen den Baum. Die harte Rinde zerkratzte ihr Gesicht, sie schmeckte salziges Blut.

»Habt ihr das auch gehört?«, vernahm sie nicht weit von sich die Stimme eines Soldaten.

Im fahlen Schein des Lagerfeuers erhoben sich einige Köpfe. Sie wusste, dass sie geduckt bei den Bäumen stehen bleiben sollte, den Atem anhalten, keinen Mucks machen – und darauf hoffen, dass die Männer das Knacken auf ein wildes Tier schoben. Doch sie konnte nicht reglos stehen, konnte nicht geduldig warten. Sie musste rennen, rennen, rennen. Immer weiter. Immer schneller.

Sie hörte nicht, ob die Soldaten ihr nachkamen, sie hörte nur die Stimme ihres Vaters.

Du weißt, wohin du gehen musst.

Ja, sie wusste es. Sie wusste nicht, wie sie hieß, wie sie mit all dem fertig werden sollte, aber sie wusste, dass sie überleben wollte – und welchen Zufluchtsort er gemeint hatte: die Siedlung am Llanquihue-See. Die Siedlung der Deutschen, die seine Freunde gewesen waren.

Sie rannte und rannte. Nun hörte sie doch etwas – Pferdegetrappel nämlich, Rufe der Soldaten, Schüsse, die durch die Nacht hallten.

Sie trafen sie nicht. Die Pferde waren zwar schneller als sie, aber das Land ihr ungleich vertrauter. Immer wieder versteckte sie sich hinter Bäumen oder im Gebüsch, watete durch Flüsse oder schlug Haken durch tiefes Dickicht. Sie schüttelte ihre Verfolger nicht ab und glaubte schon, an den Schmerzen in all ihren Gliedern umzukommen. Aber irgendwie ging es immer weiter, und als nach einer langen, erschöpfenden Nacht der Morgen graute, war sie nach wie vor am Leben.